

Metz-Göckel, Sigrid

**Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft.
Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und
Generationenverhältnis?**

Diskurs 12 (2002) 1, S. 40-49



Quellenangabe/ Reference:

Metz-Göckel, Sigrid: Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft.
Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und Generationenverhältnis? - In: Diskurs 12
(2002) 1, S. 40-49 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-106993 - DOI: 10.25656/01:10699

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-106993>

<https://doi.org/10.25656/01:10699>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**Deutsches
Jugendinstitut**

www.dji.de/diskurs

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS

DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation

Informationszentrum (IZ) Bildung

E-Mail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

DISKURS

Thema

Öffentliche Verantwortung und soziale Gerechtigkeit – Verhandlungen um das Gemeinwohl

Spektrum

- Mediale Großereignisse als kulturelle Sozialisation
- Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft
- Junge Lesben und Schwule – zwischen Heteronormativität und posttraditioneller Vergesellschaftung

Trends

- Die Bürgergesellschaft – auch ein Forschungsprogramm?

Öffentliche Verantwortung und soziale Gerechtigkeit – Verhandlungen um das Gemeinwohl

Jutta Müller-Stackebrandt / Christian Lüders
**Öffentliche Verantwortung und Gerechtigkeit – zwei
Leitbegriffe des Elften Kinder- und Jugendberichts** 6

Ingo Richter
**Öffentliche Verantwortung für das Aufwachsen
von Kindern und Jugendlichen** 11

Trotz allen Geredes von der »Entstaatlichung des Staates« ist daran festzuhalten, dass der Staat die öffentliche Verantwortung für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu gewährleisten hat. Im traditionellen Sozialstaat musste der Staat das sogenannte Existenzminimum der Menschen garantieren. Öffentliche Verantwortung heißt dagegen, dass der Staat eine Selbsthilfefähigkeit sicherstellen – und schlimmstenfalls zahlen – muss.

Annemarie Gerzer-Sass
**Der Beitrag der Wirtschaft zum Aufwachsen
in öffentlicher Verantwortung** 17

In Deutschland wird eine familienfreundliche Arbeitswelt in weiten Kreisen der Bevölkerung und der Öffentlichkeit immer noch als Teil der Sozial- und Frauenpolitik begriffen. Die Frage der Verbindung von Familie und Beruf ist aber komplexer: So geht es vor allem auch darum, wie die Rolle des Mannes aus ihrer funktional einseitigen Definition als Haupternährer und »Berufsmensch« herausgelöst werden kann. Dazu bedarf es nicht nur eines individuellen »Umerziehungsprozesses«, sondern vielmehr eines kulturellen Wandels, der vor allem auch von Unternehmen getragen werden muss.

Holger Lengfeld
Soziale Gerechtigkeit und politische Entscheidungen
Perspektiven der interdisziplinären
Gerechtigkeitsforschung 24

Soziale Gerechtigkeit ist ein Begriff, der im politischen Alltag zwar häufig bemüht wird, aber leicht in den Geruch politischer Rhetorik gerät. Soziale Gerechtigkeit – mithin nichts anderes als ein schmückendes Beiwerk politischer Entscheidungen, das der Politik deshalb keinen verlässlichen Maßstab bereitstellen kann, weil ein jeder darunter etwas anderes versteht? Befunde der empirischen Gerechtigkeitsforschung lassen erkennen, dass Gerechtigkeitsabwägungen durchaus zur Qualifizierung politischer Entscheidungen beitragen könnten.

Jürgen Zinnecker

**Mediale Großereignisse als kulturelle Sozialisation –
das Beispiel des 11. Septembers**

33

Eine aktuelle Befragungsstudie des Siegener Zentrums für Kindheit-, Jugend- und Biografieforschung bietet Gelegenheit, die Verarbeitung medialer Großereignisse durch Heranwachsende mit Mitteln der empirischen Sozialforschung nachzuzeichnen. Während die Kinder und Jugendlichen befragt wurden, ereigneten sich die Terroranschläge in den USA. Wie würde sich die Stimmungslage der Kinder und Jugendlichen durch dieses Großereignis verändern, das sie fast alle live am Fernseher zu Hause verfolgt hatten?

Sigrid Metz-Göckel

**Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik
und Wissenschaft**

Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter-
und Generationenverhältnis?

40

In den letzten Jahren hat sich in Politik und Wissenschaft eine neue Begrifflichkeit breit gemacht, die Frauen sprachlich wieder unsichtbar macht: Gender Mainstreaming. Was ist dran an der rasanten Karriere dieser Begriffsbildung – was ist Sache, was Problem, was nur Etikettenschwindel? Anhand von Befunden zweier empirischer Studien zur Umsetzung des Gender Mainstreaming werden Chancen und Gefahren dieses Konzepts abgewogen.

Sabine Hark

**Junge Lesben und Schwule – zwischen Heteronormativität
und posttraditionaler Vergesellschaftung**

50

»Ich habe nichts gegen Lesben und Schwule – solange sie mir nicht zu nahe treten, solange sie nicht öffentlich auftreten.« Unterliegen junge Lesben und Schwule dem »heimlichen« Gebot, heimlich zu bleiben? Es scheint, dass nicht so sehr die Differenz in der sexuellen Objektwahl oder vermeintlich andere sexuelle Praktiken die Ursache für die Diskriminierung von Schwulen und Lesben darstellen, sondern die unterstellte Abweichung von den akzeptierten Formen von Männlich- und Weiblichkeit.

Thomas Rauschenbach

Die Bürgergesellschaft – auch ein Forschungsprogramm?

Anmerkungen zum Projekt der Bürgergesellschaft
und zum Bedarf an Forschung

59

Warum bedarf eigentlich ein so dezidiert politisches Projekt wie das der Bürgergesellschaft vermehrter Forschung? Der Hauptgrund liegt darin, dass dieses Vorhaben so anspruchsvoll ist, dass es entweder nur ständig gefordert, erwünscht, erdacht werden kann, oder aber in seinen Prämissen und seinen Effekten genauer geklärt und geprüft werden muss. Empirische Forschung kann eine Brücke sein, um auch theoretisch gehaltvoller über mögliche Chancen, Risiken und Nebenwirkungen der Bürgergesellschaft diskutieren zu können.

Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft

Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und Generationenverhältnis?¹

Prof. Dr. phil. Sigrid Metz-Göckel, Studium der Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Psychologie in Mainz, Frankfurt und Gießen. Seit 1976 Hochschullehrerin und Leiterin des Hochschuldidaktischen Zentrums der Universität Dortmund.

1982 Forschungsaufenthalt in den USA (Berkeley) und 1993/94 in Frankreich (Paris). 1997/98 in den USA (Wellesley). Sprecherin des Graduiertenkollegs »Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen«. Mitglied als Sachverständige in zahlreichen Kommissionen, z. B. Bundestagsenquete-Kommission, Bildungskommission NRW, Frauenforschungskommission Niedersachsen. Mitglied des Vorstands des Fördervereins der Internationalen Frauenuniversität (ifu), 2002 Leiterin der Evaluation der ifu.

Neuere Veröffentlichungen: Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich, Opladen 1997; Hochschulreform und Geschlecht. Neue Bündnisse und Dialoge, Opladen 2000; Diplom-Pädagoginnen unterwegs, IFS-Verlag Dortmund 2001; (zus. mit Sabine Brendel) Das Studium ist schon die Hauptsache, aber ..., Kleine Verlag, Bielefeld 2001; Lehren und Lernen an der Internationalen Frauenuniversität, Opladen 2002

Hochschuldidaktisches Zentrum (HDZ)
Universität Dortmund
Vogelpothsweg 78
D-44227 Dortmund
E-Mail: smetzegoeckel@hdz.uni-dortmund.de

Die Vagheit und Unverständlichkeit der Gender Mainstream-Begriffsbildung eröffnet einen großen Spielraum für Interpretationen und damit auch für Etikettenschwindel. Der politische Imperativ des GM-Konzepts erhält jedoch eine neue Qualität, da es die Verantwortlichkeit für die Gleichstellung auf die Institutionen und ihre Akteure und Akteurinnen verlagert hat, und die Geschlechterforschung entscheidungsrelevant wird.

Die Diskurse der Geschlechterforschung verlaufen hierzu jedoch diskonform. Statt einer geschlechterpolarisierenden Verallgemeinerung kennzeichnen Differenzierungen mit steigender Komplexität ihre Diskurse. Das macht sie für die praktisch politische Nutzung unpraktikabel. Gleichwohl erfährt die Frauen- und Geschlechterforschung einen Bedeutungsgewinn. Er besteht in einer zunehmenden Kommunikationsfähigkeit und verminderter kulturellen Resistenz gegenüber der wissenschaftlichen Geschlechterperspektive.

Geschlecht und Gender: Vielfalt und Vieldeutigkeiten

Die Auseinandersetzungen über die Geschlechterverhältnisse sind gegenwärtig von eigenartigen Gegenläufigkeiten gekennzeichnet. Während sich in der jungen Generation ein Gefühl wechselseitiger Angleichung verbreitet, beharren (einige) Frauen- und Geschlechterforscherinnen auf strukturellen Vorgaben und weisen darauf hin, dass sich existenzsichernde Einkommen, Arbeitsteilung und Karrierewege zwischen Männern und Frauen auch in der jungen Generation kräftig unterscheiden.

Auffällig ist andererseits, mit welcher rasanter Geschwindigkeit sich in den letzten Jahren in Politik und Wissenschaft eine neue Begrifflichkeit breit gemacht hat, die Frauen sprachlich wieder unsichtbar macht. Diese rankt um den englischen Begriff »gender«, der im Unterschied

zur biologischen Festlegung (sex) die soziale Ausformung der Geschlechterrollen und -zuschreibungen meint. Zum neuen Begriffsrepertoire gehören Genderwissen, Genderkompetenz, Gendersensibilität, Gendertraining, Genderplanung, Gender Management, Gender Mainstream u.a.m. Diese Begriffsbildungen symbolisieren ein Phänomen, das Ute Weinbach (2001) »die Kunst, Begriffe zu fluten« nennt. In diesem Diskurs häufen sich die Wasser-Metaphern, z. B. das Bild von der Fahrerin in der Flussmitte. Im positiven Sinne könnten diese Bilder bedeuten, dass vieles im Fluss ist, im negativen Sinne, dass nur die Rhetorik ausgewechselt wird und alles beim Alten bleibt, ein Etikettenschwindel also.

Gender Mainstreaming (im Folgenden auch GM) ist ein politisches Konzept, das über die europäische Ebene in die Mitgliedsstaaten gekommen ist und auf den Erfahrungen der internationalen Entwicklungs- und Frauenpolitik sowie Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung aufbaut. Es soll die Frauenthemen und -anliegen in den Mainstream bringen, setzt strukturell an, ist prozessorientiert und impliziert ein verallgemeinertes Verständnis von Akteuren und Akteurinnen. Strukturell meint hier, dass bei den Frauen- und Geschlechterfragen die strukturellen Bedingungen der Ausgrenzung oder Einbeziehung von Frauen und Männern zu beachten und neu zu gestalten sind.

Mainstream bedeutet per se Ausgrenzung dessen, was nicht als zum Hauptstrom zugehörig betrachtet wird. Die feministische Wissenschaftsperspektive zählt in der bundesrepublikanischen Wissenschaft nicht zum Mainstream bzw. wird dort (noch) kaum rezipiert, auch wenn ihre Forschungsergebnisse mehr oder weniger explizit in die Wissenschaft und hier auch in die Jugendforschung und Jugendarbeit Eingang gefunden haben. Die Verbindung von Gender und Mainstream kann eine Provokation sein, weil dabei etwas zusammengebracht wird, was bisher nicht zusammengedacht wurde und zu mehr Geschlechtergleichheit führen. Sie kann aber auch lediglich als rhetorische Anpassung genutzt werden.

Hintergrund der folgenden Ausführungen sind zwei empirische Studien zur Umsetzung des Gender Mainstreaming: Eine Interviewstudie mit RektorInnen und KanzlerInnen darüber, wie dieses Konzept in der Hochschulleitung wahrgenommen wird. Und zweitens ein Begleitprojekt zum Programm »Neue Medien in der Bildung – Förderbereich Hochschulen«, das einen hochgradigen Gender

Bias hat.² Die 100 Projekte dieses Programms entwickeln virtuelle Anwendungsprodukte für die Hochschullehre mit der expliziten Auflage, die Lerninteressen von Frauen zu berücksichtigen. Um dies im Sinne des Gender Mainstreaming umzusetzen, erhalten sie vermittels eines Begleitprojekts Beratung, Anleitungen und Trainingsmöglichkeiten.³ Der Bogen zum Generationenverhältnis ergibt sich durch Befunde, denen zufolge sich in diesem und anderen Bereichen Geschlechterdifferenzen hartnäckig aufrecht erhalten.

Gender Mainstreaming als Konzept und Methode

In Anlehnung an die Definition des Europarates (1998): »Gender Mainstreaming ist die (Re)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung grundsätzlicher Prozesse mit dem Ziel, eine geschlechtsspezifische Sichtweise in allen politischen Konzepten auf allen Ebenen einzunehmen und in allen Phasen durch alle an politischen Entscheidungsprozessen beteiligten Akteure einzubringen« lautet die Rezeption auf der bundespolitischen Ebene: »Gender Mainstreaming bezeichnet den Prozess und die Vorgehensweise, die *Geschlechterperspektive* in die Gesamtpolitik aufzunehmen. Dies bedeutet, die Entwicklung, Organisation und Evaluierung von politischen Entscheidungsprozessen und Maßnahmen so zu betreiben, dass

- in jedem Politikbereich und auf allen Ebenen die Ausgangsbedingungen und
- die Auswirkungen auf die Geschlechter berücksichtigt werden.

Dieser Prozess soll Bestandteil der normalen Handlungsmuster aller Ressorts und Organisationen werden, die an politischen Entscheidungsprozessen beteiligt sind.« (Grundsatzpapier des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2000) Der Intention nach soll die Geschlechterperspektive in die Routinen des Alltags eingehen. Um dies zu erreichen, »müssen PolitikerInnen und AkteurInnen den geschlechtsspezifischen Blick trainieren, um die Diskriminierung eines Geschlechts hinter einer scheinbaren Gleichbehandlung zu sehen« (Linde 2001, S. 247).

Trotz oder vielleicht wegen seiner Missverständlichkeit hat dieses Konzept eine äußerst steile Karriere gemacht, denn es ist rasch zur Regierungsdoktrin aufgestiegen und inzwischen eine Auflage jeder Ressortforschung. Einige Projekte bekommen keine weitere Förderung mehr, wenn sie nicht Gender Workshops bzw. Gender Trainings durchführen.⁴ Das ist sehr wohl ein Erfolg im Sinne des Konzepts.

Bei dieser offiziellen bundesrepublikanischen Rezeption der europäischen Ausgangsformulierung ist der feine Unterschied im Wechsel von der geschlechtsspezifischen Sichtweise zur Geschlechterperspektive bemer-

kenswert. Unbeschadet dessen, was geschlechtsspezifische Sichtweisen und normale Handlungsmuster beinhalten, wird unterstellt, dass es so etwas gibt, und dass diese einerseits berücksichtigt, andererseits überwunden werden sollen – ein in sich widersprüchliches Urteil.

Zu diesem Wandel in der Geschlechterpolitik hin zum Gender Mainstreaming, der durch die politische Handlungsaufforderung verstärkt wird, ist es gekommen, weil die bisherigen Frauenfördermaßnahmen nicht die Wirkungen erzielten, die von ihnen erwartet worden waren. Daher setzt das Gender Mainstreaming-Konzept nicht mehr an der Besonderheit von Frauen und ihrem Engagement zur Veränderung der Verhältnisse an, sondern strukturell an den Verhältnissen selbst und den AkteurInnen, die für die Verhältnisse verantwortlich sind. Es beinhaltet eine

- Ausweitung der AkteurInnen,
- eine Delegation der Verantwortung für die Umsetzung auf die Leitungsebene,
- ein begleitendes Controlling und
- eine formative wie summative Evaluation, die über Berichtspflichten, Selbstevaluation und Weiterbildung sichergestellt werden soll.

Es müsste, wie Schunter-Kleemann früh bemerkte (1998), auch bei der Ressourcenverteilung eine Rolle spielen. Neue Institutionen, die das bewerkstelligen und überprüfen sollen, sind Gender Mainstreaming-ExpertInnen oder -Beauftragte, Gender Mainstreaming-Berichte, Gender Trainings, die Einrichtung von programmübergreifenden Arbeitsgruppen für das Controlling, Monitoring etc.

Wie tatsächlich vorgegangen wird, bleibt, obwohl als Top-down-Strategie angelegt, weitgehend den bisher engagierten Personen, meistens Frauen, überlassen. D. h., in der Umsetzung ist es vor allem eine Bottom-up-Bewegung, die von unten die Leitungsebene zu informieren und zu beeinflussen versucht, wobei der Erfolg z. Z. noch nicht absehbar ist. Jedenfalls drängt sich dieser Eindruck aus unseren empirischen Begleitforschungen zum Gender Mainstreaming auf (Metz-Göckel et al. 2002), und es fragt sich, warum dies so ist.

Wissenschaft und Gender Mainstream-Politik – ein erzwungener Dialog

Die Gender Mainstreaming-Strategie strebt Geschlechtergerechtigkeit an, indem mit ihrer Hilfe strukturelle Behinderungen und unbewusste Verhaltensweisen bei Entscheidungen und Ressourcenverteilungen bewusst gemacht werden, mit dem Ziel, vertikale und horizontale Geschlechtersegregationen abzubauen. Bei dieser aufklärerischen Arbeit ist die Strategie auf die Geschlechterforschung angewiesen, sofern diese das handlungsleitende alltagsweltliche Wissen reflektiert und reflexives Wissen zu den Geschlechterperspektiven auch bereitstellt.

Mit dem Konzept des Gender Mainstreaming wird daher ein neues Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik anvisiert, genauer zwischen

- Politik und der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch
 - dem wissenschaftlichen Mainstream und der Frauen- und Geschlechterforschung sowie
 - der Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik.
- Beide Seiten, mikropolitisch Handeln und Geschlechterforschung, werden aufgrund externer Auflagen aufeinander verwiesen. Sie sollen sich wechselseitig genauer zur Kenntnis nehmen und aufeinander beziehen, ein Verhältnis, das ich einen *erzwungenen Dialog oder erzwungene Kommunikation* nennen möchte. Erzwungen ist diese Bezugnahme aufeinander deshalb, weil Zielsetzung und Konzept des GM nicht aus der Wissenschaft selbst, sondern aus der Politik herrühren und auch dort noch nicht »fest etabliert« sind.

Wissenschaftliches Wissen, das auf kritischem Reflexionspotential beruht, setzt sich aber nicht direkt in politisches Handeln um. Vielmehr entsteht es aus einem distanzierten Verhältnis zur Alltagspolitik und ist nicht per se handlungsanleitend. Politik und Geschlechterforschung können sich daher nicht unmittelbar aufeinander beziehen.

Auch das Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Mainstream und der Frauen- und Geschlechterforschung ist prekär. Insbesondere in ihren Anfängen war die Frauenforschung »Oppositionswissenschaft«. Frauenforscherinnen haben den wissenschaftlichen Mainstream in seiner »Geschlechtsblindheit« heftig kritisiert und eher »von außen« auf seine Veränderung gedrängt, als ihn von innen heraus beeinflusst. Dieses Verhältnis hat sich nicht zuletzt durch die terminologische Veränderung hin zur Geschlechterforschung und Genderbegrifflichkeit sowie durch die breitere wissenschaftliche Präsenz von Frauen entspannt. Dennoch kann schwerlich behauptet werden, die Frauen- und Geschlechterforschung nähme in den wissenschaftlichen Disziplinen, in denen sie sich herausgebildet hat, nämlich in den Sozial- und Kulturwissenschaften, bereits eine zentrale Stellung ein, geschweige denn in der Ökonomie, Rechtswissenschaft oder den Ingenieurwissenschaften.

Ebenso ist das Verhältnis zwischen Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik mehrdeutig. Während es auf der Akteursebene eindeutig ist, dass Männer wie Frauen an der Geschlechterpolitik beteiligt sind bzw. zu beteiligen wären und ihre Relationen zueinander dabei eine große Rolle spielen, ist dies für den Gegenstandsbezug, auf den sich die Geschlechterpolitik bezieht, eher uneindeutig. Geschlechterpolitik bezieht sich faktisch weitgehend noch auf Frauen. Sie schließt Männer ein, wo diese in ihrer Beziehung zu Frauen auffällig werden, z. B. beim neuen Gewaltschutzgesetz.⁵ Ein Verständnis von »Männerpolitik«, das Männer explizit in ihrer Unterschiedlichkeit als Geschlechtswesen zum Gegenstand hat, kann

in der Gesundheitspolitik, in der Anti-Gewaltspolitik oder einer neu zu konzipierenden Work-life-Balance-Politik explizit Teil der Geschlechterpolitik sein, ist aber weitgehend noch ein weißer Fleck.

In ihrer Konstitutionsphase der 70er-Jahre gab es Impulse, die Beziehung zwischen Frauenforschung und Frauenpolitik so zu verstehen, als könnten sie sich direkt, z. B. in der Themenwahl und im methodischen Vorgehen, wechselseitig aufeinander beziehen. Dies ist jedoch bald zugunsten einer distanzierteren Haltung aufgegeben worden. Dies gilt umso mehr für das Verhältnis zwischen Geschlechterpolitik und Geschlechterforschung, das deshalb noch schwieriger geworden ist, weil sich Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik teils gegenläufig entwickeln. Die Geschlechterforschung problematisiert gerade die Eindeutigkeiten und Begründungen der Geschlechterzuschreibungen und Geschlechterordnung, auf die eine Geschlechterpolitik angewiesen zu sein scheint, sodass diese tendenziell ihren Gegenstand und ihre Bezugspartnerin verliert oder zu sich selbst ein reflexives Verhältnis entwickeln müsste.

Das GM-Konzept sieht vor, differenzielle Wirkungen eines Programms oder einer Politik zu antizipieren, um ex ante die Ausrichtung so anzulegen, dass die antizipierten Wirkungen nicht eintreten. Das klingt ziemlich paradox. Diesen Einwand jetzt mal beiseite gelassen, impliziert das GM-Konzept, dass für seine Implementierung Wissen über Geschlechterdifferenzen entweder verfügbar sein muss, verfügbar gemacht oder im Prozess der GM-Implementierung erst erarbeitet wird. Das könnte einen Bedeutungszuwachs für die Frauen- und Geschlechterforschung mit sich bringen, denn die Entscheidungspersonen sind auf dieses Wissen angewiesen, sei es nur, um legitimerweise sagen zu können, es gäbe in diesem speziellen Falle keine Geschlechterrelevanz. Die Nachfrage nach Genderwissen wird daher das bisherige Forschungsfeld erweitern, nämlich mindestens um eine Begleitforschung zum operativen Handeln bei der Umsetzung des Konzepts, gegebenenfalls auch darüber hinaus.

Nicht zuletzt ist anzumerken, dass der Begriff *Mainstream* im Konzept affirmativ gebraucht wird. Dazu gibt es sehr kritische wissenschaftsinterne und auch wissenschaftspolitische Auseinandersetzungen etwa in der Art, der *Mainstream* müsste sich, sei es in Politik, in der Wissenschaft und im Betrieb, selbst zur Disposition stellen, damit die Geschlechterperspektive berücksichtigt werden könne. Es gibt aber auch – unbeschadet einer übergangenen Geschlechterperspektive – kritische Positionen zum wissenschaftspolitischen *Mainstream*. Der Präsident einer privaten Universität leitete das Gespräch mit uns mit der Bemerkung ein: »Wir sind eine Universität, die sich bewusst gegen den *Mainstream* absetzt und etwas Anderes versucht« (Metz-Göckel/Kamphans 2002, S. 28). Diese Universität konstruiert sich ihren eigenen *Mainstream*, in den die Geschlechterperspektive ebenfalls, aber auf eine

andere Weise zu integrieren wäre; denn die Geschlechterstruktur und institutionelle Geschlechterkultur weicht in dieser Universität keineswegs von den staatlichen Universitäten ab, jedoch greifen die staatlichen Vorgaben hier nicht oder noch viel weniger. Unterschiedliche Kontexte, aber gleiche Problemlagen.⁶

Generell besteht ein wunder Punkt im Verhältnis von Gender *Mainstream*-Politik und Geschlechterforschung darin, dass sich die Grenzziehung zwischen wissenschaftlichen und politischen Aussagen durch »politische Auflagen« verwischt. Und gerade dies kann im Wissenschaftsbereich zu widerständigen Reaktionen führen. Das Schmuddelige dieser GM-Begriffsbildung ist, dass sich das organisationspolitische Konzept in instrumenteller Weise der wissenschaftlichen Analysen zu den Geschlechterverhältnissen bedient. Sein intellektueller Charme besteht darin, blinde Flecken zu entdecken und dorthin zu schauen, wo im Allgemeinen nicht hingeschaut würde.

Das Gender *Mainstreaming*-Konzept impliziert somit:

- die Berücksichtigung von *Frauen und Männern* gleichermaßen und zwar jeweils dort, wo das eine Geschlecht unterrepräsentiert ist; das macht es auf den ersten Blick weniger radikal und aus männlicher Perspektive weniger diskriminierend (als die bisherige Frauenförderung);
- die *Integration einer geschlechtersensiblen Perspektive* in alle politischen und wissenschaftlichen Entscheidungsprozesse; z. B. durch die Berücksichtigung unterschiedlicher Lebenslagen und Interessen von (jungen) Frauen und Männern;
- die Erweiterung aller Ressorts um die Geschlechterperspektive als Querschnittsaufgabe *zusätzlich* zur bisherigen Gleichstellungspolitik; dies soll sowohl in geschlechtersegregierten Bereichen als auch bei Institutionen wie der Weltbank und Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) geschehen, z. B. über Gender Budgets (Enquete-Kommission 2002);
- die *antizipatorische Wirkungsanalyse* von Maßnahmen, Programmen und Politiken in geschlechterdifferenzierender Weise und ebenso ihre Evaluation. Dazu bedarf es eines reflexiven Differenzwissens.

Das Gender *Mainstreaming*-Konzept verlangt daher etwas Widersinniges, nämlich mit dem Strom gegen den Strom zu schwimmen.

Zum Missverhältnis von politischer Handlungsmaxime und Geschlechterforschung

Das GM-Konzept verbindet zwei unterschiedliche wissenschaftsbezogene Politikfelder miteinander, nämlich die Frauenförderung in den Wissenschaften und die Integration der Geschlechterperspektive in die Wissenschaft als ihre inhaltliche Erweiterung oder Erneuerung.

Die aus der Frauenbewegung motivierte Politik der Frauenförderung setzt an der Personalrekrutierung der wissenschaftlichen Community an mit dem Ziel, die wissenschaftlichen Arbeitsplätze gleichermaßen für Frauen wie Männer zu erschließen. Das betrifft die Karrieren von Wissenschaftlerinnen und die Förderung von Studentinnen in Studienfächern, an denen sie sich bisher marginal beteiligen. Dies schließt gemäß Gender Mainstreaming auch die Förderung von Studenten in Studienfächern ein, in denen sie marginalisiert sind, z. B. in der Erziehungs- und Pflegewissenschaft oder in der Germanistik.

Die Geschlechterperspektive in die bisher als geschlechtsneutral geltende Wissenschaft zu integrieren, bedeutet die Aufnahme von Kritik, die Herausforderung zum Umdenken oder etwas Unmögliches. Daher war es wissenschaftspolitisch leichter, die Frauen- und Geschlechterforschung »separat« zu institutionalisieren, als sie in den Mainstream zu integrieren. Im Sinne des Gender Mainstreaming reicht dies jedoch nicht aus, da alle Bereiche auf ihre Geschlechterrelevanz hin reflektiert werden sollen. Für die Frauen- und Geschlechterforschung ergibt sich noch als besonderes Problem, dass sie Disziplinengrenzen weniger beachtet, als es in der disziplinär strukturierten Wissenschaft im Allgemeinen der Fall ist. Dieser wissenschaftsimmanente Prozess ist nur sehr wenig, wenn überhaupt von außen steuerbar.

Während Förderung sich prinzipiell auf alle Frauen (und Männer) in Studium und Wissenschaft bezieht, repräsentiert die Geschlechterforschung eine kleine Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die ein inhaltliches Forschungsinteresse verbindet.

Die im Konzept vorgesehene Paarung von Politik und Geschlechterforschung enthält ebenfalls einige Gegenläufigkeiten:

- Das Konzept des Gender Mainstreaming baut auf einer generellen Vergeschlechtlichung aller Handlungsebenen auf, die daraufhin untersucht werden sollen, welchen differenziellen Einfluss sie auf die Geschlechter haben (könnten). Damit schließt es an die Omnirelevanzthese an, derzufolge das Geschlecht immer präsent und relevant ist. Im aktuellen Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung ist dagegen durchaus eine sehr kritische Haltung gegenüber einer solchen Generalisierung zu verzeichnen, eher eine *Haltung der Selbstvergessenheit* der Geschlechtszugehörigkeit denn ihre Dramatisierung. Geschlecht wird mehr und mehr mit anderen Differenz und Hierarchie konstituierenden Merkmalen in Verbindung gebracht.
- Das Konzept setzt differenziertes Wissen über die Geschlechter und Geschlechterverhältnisse voraus, ohne aber dieses zu fixieren. Vielmehr müsste es als »flexibles Differenzwissen« in Bewegung gehalten werden, denn es gibt keine universellen Geschlechterdifferenzen, die auf die Geschlechtszugehörigkeit zurückzuführen wären.

- Es gibt noch kaum konkrete Umsetzungserfahrungen, wie insbesondere mit Konflikten und sich widerstreitenden Interessen, die unabdingbar im Geschlechterverhältnis angesiedelt sind, umgegangen werden kann.
- Gerade in einem konfliktreichen Feld ist es von eminenter Bedeutung, welche übergreifenden Perspektiven und Interessen mobilisiert werden können.
- Die Verantwortung für den Erfolg wird vor allem an diejenigen delegiert, die bisher (meist unwissentlich) eine Gleichstellungspolitik blockiert oder für unwichtig gehalten haben.

Insofern handelt es sich beim Gender Mainstreaming um eine *paradoxe Intervention*, da sich der Mainstream als solcher problematisieren müsste, um bisher ausgegrenzte Personengruppen und Perspektiven aufzunehmen. Und seine Maximen sollen gerade von denen umgesetzt werden, die ihnen bisher fern standen.⁷

Eine analytische Erkenntnis setzt sich nicht einfach in eine Handlungsmaxime um; schon gar nicht wird eine politische Vorgabe, die zudem von WissenschaftlerInnen als wissenschaftsfremd empfunden wird, auf bereitwillige Umsetzungsaktivitäten stoßen. Es bedarf einer dritten Instanz, die zwischen Wissen und Handeln vermittelt. Im GM-Konzept sind dafür Bewusstseinsbildung und Schulungen vorgesehen. Schließlich ist es den Akteurinnen und Akteuren nicht in die Wiege gelegt, über ihren eigenen Schatten zu springen und etwas zu sehen, was sie vorher nicht bemerkt haben.

Akzeptanzgewinn und Adaptation von Kritik: Vor- und Nachteile der GM-Politik

Mit dem Gender Mainstreaming-Konzept ist eine neue Bewegung in die Geschlechterpolitik gekommen, zieht man als Kriterien die rasche Verbreitung des Begriffs, die Anzahl entsprechender Publikationen sowie den neu entstandenen Trainingsmarkt heran (Burbach/Schlottau 2001). Woher kommen diese neuen Antriebskräfte, und wo liegen die Schwachstellen?

Eine Antwort liegt darin, dass die Begrifflichkeit des GM-Konzepts weniger anstößig ist als die feministische Kritik. Der Übergang von feministischer Kritik zum Gender Mainstreaming scheint mit einem Kommunikationsgewinn verbunden zu sein. Wie die Gespräche mit der Hochschulleitung ergaben, wird – so die Aussagen von RektorInnen und KanzlerInnen – über Gender Mainstreaming trotz seiner diffusen Bedeutung offener geredet als über Frauenförderung, obwohl sie weitestgehend als Frauenförderung verstanden wird (Metz-Göckel / Kamphans 2002). Diese Offenheit ist erstaunlich. Sie könnte damit zusammenhängen, dass die GM-Begrifflichkeit eine Distanzierung von der Frauenförderung und einen breiteren Deutungshorizont eröffnet, aber auch damit, dass die Einsicht in die Notwendigkeit einer pragmatischen Frauenförderung zugenommen hat – entgegen allen Beobachtungen, wie sehr sich die Hochschulen anfänglich auch dagegen gesträubt haben.

Zur Erklärung für diesen Eindruck greife ich auf ein Deutungsmuster zurück, das die organisationssoziologische Frauenforschung als asymmetrische Geschlechter-

und gesplante Kommunikationskultur bezeichnet hat (Müller 1999). Ihr zufolge gehört zur Genderdimension von Organisationen und Hochschulen eine in der Regel asymmetrische Geschlechterstruktur mit männlicher Dominanz. Diese hat sich in der Hochschule vor allem dadurch ergeben, dass Frauen verspätet hinzugekommen sind. Jedoch stimmt diese ungleiche Beteiligung nicht mehr mit dem grundlegenden Verständnis von Geschlechtergleichheit überein, das zum institutionellen Selbstverständnis moderner Universitäten dazugehört. Männliche Dominanz, so die Annahme, wirkt als überkommene Traditionslast geschlechterstereotypisierender Zuschreibungen fort, ist aber in Legitimationsnot geraten. Dieser Konflikt wird über eine gesplante Kommunikation gelöst, bei der sich die Art, wie über Frauenförderung oder Frauen in der Wissenschaft geredet wird, in eine öffentliche und eine informelle Sprechweise aufteilt. Die informelle Rede kann daher mitunter zu der offiziellen, die in den Gremien benutzt wird, in Widerspruch stehen und so etwas wie einen Subtext bilden, in den solche Meinungen und Bilder abwandern, die öffentlich nicht mehr geäußert werden »dürfen«. Das Umsichgreifen der Genderbegrifflichkeit stößt wegen seines Bezugs auf beide Geschlechter auf weniger Widerstände. Wie es ein Rektor ausdrückte, hat die *innere Akzeptanz* zugenommen. Damit meint er genau das Auseinanderfallen der Kommunikation über Frauenförderung und die »innere Abwehr«, die sich nur in informellen Situationen artikulieren kann. Mit der Zunahme der inneren Akzeptanz verringert sich die Diskrepanz zwischen öffentlicher Rede und verborgenem Subtext und damit auch die kulturelle Resistenz (Metz-Göckel / Kamphans 2002, S. 13).

Eine zweite Antwort könnte darin liegen, dass das GM-Konzept in bestimmten Fachbereichen und Studiengängen das Interesse der Gesamteinstitution berührt. Dies betrifft vor allem solche Studiengänge, deren Studierendenzahl stark rückläufig ist und die daher gezielt und systematisch um Studentinnen (und Nachwuchswissenschaftlerinnen) zu werben beginnen bzw. darüber nachzudenken gezwungen sind, wie sie diese besser als bisher ansprechen und gewinnen können. In einer solchen Situation wird die ungleiche Beteiligung der Geschlechter neu interpretiert, indem das bisher unterrepräsentierte Geschlecht als eine Ressource wahrgenommen wird, die es noch zu erschließen gilt. Dies ist institutionspolitisch eine pragmatische Wende und eine hochschulpolitisch reflektierte Gegensteuerung zu einer Entwicklung, die sich von selbst (nicht) ergibt. Betrachten wir diese Phänomene aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive, so zeichnet sich leise ein Prozess ab, in dem sich die an der Herstellung von Geschlechterdifferenzen und Geschlechterdisparitäten Beteiligten durchaus auch als Akteure und Akteurinnen sehen – ein Phänomen, das subkutan und ohne die entsprechende Begrifflichkeit verläuft, aber doch in drängende Fragen mündet wie: »Was können wir tun, was müssten wir tun, damit wir mehr Frauen ansprechen und

für die ingenieurwissenschaftlichen Felder gewinnen?»

Als Schattenseite des Gender Mainstreaming möchte ich einen unübersehbaren Prozess der Adaptation, teils Abwehr von Kritik anführen. Eine Abwehr gegenüber Frauenförderung ist vor allem darin begründet, dass sie als persönliche Schuldzuschreibung wahrgenommen wird und Verantwortlichkeiten konstruiert, die von den Leitungspersonen so nicht wahrgenommen werden. Vielmehr wird diese den Verhältnissen oder den Frauen zugeschrieben und innerlich zurückgewiesen. Der männliche Mittelbau sieht andererseits die Aufmerksamkeit, die in den letzten Jahren auf die Frauen in der Wissenschaft gerichtet ist, als individuelle Diskriminierung seines Geschlechts, sodass ein latent gespanntes Verhältnis vorliegt. Dieses spitzt sich zu, wenn aktuelle Geschlechterdisparitäten fortbestehen.

Ein anderer Nachteil des GM, der sich als Etikettenschwindel herausstellen könnte, ist die interpretatorische Willkür, die es ermöglicht. Wir haben in den Gesprächen mit der Hochschulleitung einen sehr breiten Interpretationsspielraum kennen gelernt. Er reicht von »Das machen wir doch schon« bis zu »Es müsste sich Grundsätzliches ändern, z. B. das ganz Klima an der Hochschule«. Ein leitender Projektmitarbeiter sieht im GM-Konzept lediglich eine neue Begrifflichkeit für die »alte Frauenförderung«, deshalb stieß es auf wenig positive Resonanz. Von frauenbewusster Seite dagegen wird z. B. für die Jugendarbeit die Sorge formuliert, der labile Stand einer erreichten Mädchenarbeit könne wieder verloren gehen, während wiederum andere die Chance sehen, mehr Mädchen zu erreichen, die bisher durch separate Angebote nicht erreicht wurden (Rose 2000).

Feine Unterschiede zwischen geschlechtsspezifischer Sichtweise und Geschlechterperspektive

Das (naive) Anknüpfen an Geschlechterdifferenzen ist in unserem Kulturkreis mehr denn je problematisch. Gerade die Geschlechterforschung hat wesentlich dazu beigetragen, die Polarisierung in Frauen und Männer, auf die das Gender Mainstreaming-Konzept Bezug nimmt, zu thematisieren, in jüngster Zeit vor allem aber in Frage zu stellen. »Sind wilde Mädchen und behütende Männer die Ausnahmen, die die Regel bestätigen oder ist die Regel schon außer Kraft gesetzt. Wer hat sie überhaupt aufgestellt?«, fragt das Team des Instituts für geschlechterbezogene Pädagogik der Alten Molkerei Frille.⁸ In der Tat ist mit solchen Geschlechterstereotypisierungen »kein Staat« mehr zu machen. Wenn die geschlechterbewusste Erziehungswissenschaft an solche Stereotypen anknüpft, dann um sie zu problematisieren. Die Begriffsbildung »geschlechtsspezifische Sichtweise« legt es nahe anzunehmen oder zu denken, es gäbe eine besondere Sichtweise, die dem Geschlecht zuzuschreiben bzw. anzuheften sei. Dies ist

theoretisch nicht haltbar. Wohl aber zeigen sich empirisch solche Spezifika, die dem einen oder anderen Geschlecht zugeschrieben werden können. Solche Differenzen zwischen den Geschlechtern lösen sich jedoch auf, wenn sich der Blick historisch und kulturvergleichend auf sie richtet. Dann erweist sich vermeintlich Geschlechtsspezifisches lediglich als von kontextueller Reichweite. Ergebnisse der PISA-Studie liefern hierfür eindrucksvolle aktuelle Belege (Metz-Göckel 2002). Z. B. sind die Mathematik-Leistungen der 15-jährigen Schüler in Deutschland, in den meisten europäischen Ländern und in den USA signifikant besser als die der Schülerinnen, jedoch gilt dies nicht für Russland und einige wenige andere Länder.

Mit der Geschlechterperspektive ist ein Vorgehen und eine Blickrichtung angesprochen, die sich nicht per se auf Differenzen konzentriert und auch andere Merkmale in den Blick nimmt, da es auch auf die Perspektive der Betrachtenden ankommt. So können sich Geschlechterperspektiven unterscheiden, aber auch übereinstimmen und innerhalb der Genusgruppen unterschiedlich sein, je nachdem, welche Gruppe in Betracht kommt und wer betrachtet.

Mit der »Entdeckung der Mädchen« ist die Geschlechterperspektive in die Jugendforschung hineingekommen, denn wie der Sechste Jugendbericht, der ausschließlich den Mädchen gewidmet war, klar gemacht hat, war die Jugendforschung und Jugendarbeit bis dahin implizit und explizit weitgehend jungensorientiert. Inzwischen ist viel passiert und eine geschlechterdifferenzierende Perspektive wissenschaftlich institutionalisiert. Sie hätte sich auch verstärkt wieder auf Jungen zu richten, die schulisch zur Problemgruppe geworden sind, sowie auf unterschiedliche Relationen zwischen Mädchen und Jungen. In der Zeitschrift *betrifft Mädchen* des ISA-Instituts ist ein Forum entstanden, in dem Berichte, Befunde, Politiken u.a.m. vorgestellt und ausgetauscht werden – ein ähnliches Forum für Jungenpädagogik gibt es m. W. nicht. Die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zeigen aber, dass sich beide Geschlechtergruppen nicht mehr en bloc einander gegenüberstellen lassen, und wenn, dann sind die Ergeb-

nisse sehr dürrig und für weitgehende Entscheidungen unzureichend, selbst für die hochgradig geschlechterpolarisierte Gewaltbereitschaft.

Geschlecht gibt es zudem nie pur. Es verbindet sich immer mit anderen Merkmalen wie der sozialen Herkunft, der ethnischen oder kulturellen Zugehörigkeit, mit Alter und Religion usw.

Zur Zeit richtet sich die Aufmerksamkeit auf Jugendliche mit einem familiären Migrationshintergrund, da sie die am stärksten benachteiligte Gruppe im deutschen Bildungssystem sind. Die Migrationshintergründe verbinden sich mit dem Geschlecht und mit weiteren Differenzkonstituierenden Merkmalen wie Religion, Kultur, familiäres Milieu etc., wofür die PISA-Studie ebenfalls viele Hinweise gibt – ebenso dafür, dass Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem hergestellt, bestärkt oder nivelliert werden können. So hat sich die Differenz in der naturwissenschaftlichen Grundbildung zwischen den 15-jährigen Schülern und Schülerinnen, die laut früheren Untersuchungen (TIMSS) noch sehr ausgeprägt war, in Deutschland aufgelöst, in der mathematischen Grundbildung ist sie geringer geworden und in der Lesekompetenz haben die Mädchen einen deutlichen Vorsprung errungen. Alle diese Befunde gelten nur zum angegebenen Zeitpunkt, für die genau definierte Personengruppe am angegebenen Ort und für die ausgewählten Kompetenzen, die mit den beschriebenen Instrumenten gemessen wurden. Eine Generalisierung oder gar Universalisierung ist nicht legitimiert. Diese Einschränkungen machen aber deutlich, dass sich jegliches Differenzwissen über die Geschlechter verflüchtigen oder verfestigen kann, aber nicht muss.

Die Geschlechterperspektive im Sinne des Gender Mainstreaming einzunehmen, heißt für Frauen wie Männer daher:

- Den eigenen und eingefahrenen Standpunkt zu verlassen und zu fragen, ob überhaupt und welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen, wie diese (durch Maßnahmen) erzeugt wurden und/oder abgebaut werden können.
- Gerade weil die Übereinstimmungen zwischen Frauen und Männern viel größer sind als die Unterschiede, veranlasst das GM-Konzept, aktiv nach Unterschieden zu suchen, wo man sie bisher nicht kannte oder gesehen hat. Das kann, muss aber nicht in jedem Fall Sinn machen.
- Mit dieser zwangsläufigen Konzentration auf die Unterschiede werden diese einerseits markiert, andererseits sind sie in eine Geschlechterordnung eingefügt, die nicht so leicht aus den Angeln zu heben ist, weil sie in einer in der Regel komplementären oder hierarchischen Beziehung zueinander stehen, wofür der Begriff Geschlechterhierarchie oder Geschlechterasymmetrie steht.

Um hier nicht hinter dem Stand der Geschlechterforschung zurückzubleiben, müssten die Geschlechter-Kategorien

jeweils kontextualisiert und differenziert werden, denn für die Geschlechter-Unterschiede gilt:

- *Eine Verzeitlichung*: Sie sind altersabhängig, werden vom Lebensplan bestimmt und gelten nicht für alle Zeiten.
- *Eine Kontextuierung*. Sie sind auf jeweilige Kontexte begrenzt.
- *Eine Relativierung*. Sie sind im Vergleich zum anderen Geschlecht und im Prozess zu sehen.
- *Eine Dramatisierung*, wo diese besonders markant und diskriminierend für ein Geschlecht sind, z. B. sexuelle Missbrauchserfahrungen für Frauen oder eine höhere Unfallgefahr für Jungen und geringere Lebenserwartung der Männer.

Das Genderwissen muss kritisch sein und es auch bleiben, um Wandel initiieren zu können. Wer aber garantiert die Kontinuität einer kritischen Sicht, wenn gerade feministische Perspektiven durch das Gender Mainstreaming überwunden werden sollen?

Zum Geschlechterverhältnis zwischen den Generationen

Die Gender-Terminologie kommt der jungen Generation entgegen, grenzt diese sich doch von der Elterngeneration ab und betont – in Abgrenzung zum Feminismus der Mütter – die Gleichheit zwischen Frauen und Männern. Zunehmende Annäherung und Differenzierungen kennzeichnen die Entwicklungen zwischen Mädchen und Jungen, ohne dass der Geschlechtervertrag jedoch neu entariert wäre. Vielmehr spiegeln Ergebnisse der geschlechtervergleichenden Jugendforschung Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche insbesondere in der Lebensplanung und den Lebensentwürfen: Junge Frauen nehmen ihre Wünsche für die Wirklichkeit, während junge Männer sich an unwirklichen Leitbildern orientieren, sodass beide den partnerschaftlichen Konsens verfehlen und spätestens nach der Familiengründung ein latent gehaltener Konflikt aufbricht (Oechsle / Geissler 1998). Zwar sind die Vereinbarkeitskonflikte zwischen den Geschlechtern strukturell verursacht, sie werden aber persönlich ausgetragen. Von den Rahmenbedingungen, in denen Familien und Partnerschaften gelebt werden müssen, sind beide Geschlechter zwar gleich betroffen, jedoch mit feinen Unterschieden. Karrieremöglichkeiten und Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die mit existenzsichernden Berufseinkommen verbunden sind, unterscheiden sich zwischen den Geschlechtern (Cornelißen et al. 2002). Neben den subjektiv wahrgenommenen Angleichungen bestehen strukturelle Disparitäten fort. Die Labilität der Partnerschaften versetzt junge Frauen in größere Abhängigkeit von den kollektiven Sicherungen, die wiederum unsicherer werden. Die Lösung der Vereinbarkeitsprobleme der jungen Generation wird nach wie vor größtenteils, allerdings in schwindendem Ausmaß, im Rückgriff auf Familienangehörige gelöst,

die ihre Lebenszeit für die Versorgung von Kindern und Enkelkindern einsetzen und ist daher weitgehend ein Generationenausgleich zwischen den Frauen.

Unterschiedliche Muster in der Loslösung von der Herkunftsfamilie und eine erneute Indienstnahme der Elterngeneration gelten besonders für Frauen und Mütter mit geringem Einkommen, die für ihre Kinderbetreuung keine bezahlten Leistungen von Dritten finanzieren können. Sie sind daher auf die persönlichen Netzwerke angewiesen, die für Frauen besser funktionieren als für Männer, während dies für die öffentlichen umgekehrt gilt. Umkehrungen großen Ausmaßes im Generationenverhältnis zeichnen sich darin ab, dass Ältere von den Jüngeren lernen. Dies gilt für den Zugang und Umgang mit den digitalen Medien, die sich durch eine krasse Geschlechterdifferenz zugunsten von Jungen auszeichnen und in einigen Bereichen eine Art Wissensmonopol der jungen Generation und des männlichen Geschlechts beinhalten.

Das Plädoyer gilt auch hier den Unterscheidungen innerhalb der jeweiligen Geschlechtergruppe.⁹ Diese Differenzierungen werden immer feingliederiger, sodass der Bezug auf die Geschlechter immer mehr mit anderen Variablen kombiniert werden muss und daher immer komplexer wird.

Zusammenfassung

Die Vagheit und Unverständlichkeit der Gender Mainstream-Begriffsbildung eröffnet einen großen Spielraum für Interpretationen und damit auch für Etikettenschwindel. Der politische Imperativ des GM-Konzepts erhält jedoch eine neue Qualität, da sich die Verantwortlichkeit für die Gleichstellung auf die Institutionen und ihre Akteure und Akteurinnen verlagert hat und die Geschlechterforschung entscheidungsrelevant wird.

Die Diskurse der Geschlechterforschung verlaufen hierzu jedoch diskonform. Statt durch eine geschlechterpolarisierende Verallgemeinerung sind sie durch Differenzierungen mit steigender Komplexität gekennzeichnet. Für die politische Nutzung sind sie kaum anwendbar. Gleichwohl erhält die Frauen- und Geschlechterforschung einen Bedeutungsgewinn. Ihr Wissen über Genderthemen und ihre Sensibilität für Geschlechterfragen werden in Dienst genommen, denn wer sonst sollte die Geschlechterperspektiven differenzieren, relativieren und wissenschaftlich begründen?¹⁰

Frauen- und GeschlechterforscherInnen müssten daher einen Diskurs darüber beginnen, ob und wie sie solche professionellen Dienstleistungen erbringen könnten. Sie hätten dabei die Chance, zu einem wissenschaftlichen Habitus beizutragen, in dem sich die Akteure und Akteurinnen reflexives Wissen zu den Geschlechterverhältnissen und Geschlechterdifferenzen aneignen und dieses in ihre Handlungen und Denkweisen integrieren.

Wichtig für den Erfolg dieses Konzepts ist es, kritisches Wissen zu kommunizieren, ein unabhängiges Prüfsystem zu etablieren und Diskurse sowohl im Mainstream selbst als auch außerhalb zu initiieren. Der Vorteil liegt in einem Kommunikationsgewinn und neuen Bündnissen, die arrangiert werden (müssen), ob aus eigener Einsicht oder der Not gehorchend. Damit könnte ein Zugewinn an Kommunikationsfähigkeit und eine Verringerung der kulturellen Resistenz gegenüber der Integration einer Geschlechterperspektive verbunden sein, wenn eine größere Mobilisierung für die Genderthemen durch das Gender Mainstreaming-Konzept gelingt. Dann könnte sich eine größere Übereinstimmung herstellen zwischen der öffentlichen Rede über die Gleichstellung der Geschlechter und der Praxis, wo auch immer diese stattfindet.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem 17. DJI-Symposium »Neue Diskurse – Alte Praxis? Gleichstellungspolitik, Gender Mainstreaming, Geschlechterverhältnisse« am 22.04.2002 in Berlin.
- 2 Ein Programm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF).
- 3 Dieses Begleitprojekt »Gender Mainstreaming« im Rahmen des BMBF-Programms »Neue Medien in der Bildung – Förderbereich Hochschule« ist ein Kooperationsprojekt der Universität Dortmund, Hochschuldidaktisches Zentrum, und der Universität Bremen, Fachbereich Informatik/Mathematik (vgl. Metz-Göckel et al. Zwischenbericht 2002).
- 4 Z. B. die Equal-Projekte im Programm des Bundesministeriums für Arbeit.
- 5 Das neue Gewaltschutzgesetz führt in Fällen häuslicher Gewalt die Möglichkeit ein, dass der Täter oder die Täterin aus der Wohnung verwiesen wird. Das ist sehr folgenreich. Daher wäre dieses Wegweisemodell bei seiner Implementierung begleitend zu erforschen.
- 6 So sind an dieser Universität fast drei Viertel der Studierenden in der Medizin Frauen, in der Wirtschaftswissenschaft dagegen nur 20 %. Diese Daten weichen erheblich von den Beteiligungsraten an staatlichen Universitäten ab und würden gemäß GM-Konzept bedeuten, dass sich die Universität für ihre Auswahlverfahren überlegt, wie sie mehr Männer in die Medizin und mehr Frauen in die Wirtschaftswissenschaften bekommen kann. Da die Universität ein sehr aufwendiges Auswahlverfahren praktiziert, sind beide Quoten hausgemacht (Metz-Göckel / Kamphans 2002).
- 7 Die bisherigen Erfahrungen aus einem Begleitprojekt zur Umsetzung des »Gender Mainstreaming« im Programm des BMBF »Neue Medien in der Bildung – Förderbereich Hochschule« zeigen, dass die Projektleitung den Auftrag, die Lerninteressen von Frauen zu berücksichtigen,

- sichtigen, an Genderbeauftragte in den Projekten delegiert, die wenig ansprechbar sind, Informationen dazu aufzunehmen und an entsprechenden Workshops teilzunehmen (s. Metz-Göckel et. al 2002, Zwischenbericht).
- 8 Die Alte Molkerei Frille in Minden ist eine der wenigen Bildungseinrichtungen, die seit vielen Jahren kritische und einfühlsame Jungenarbeit macht.
 - 9 Dies gilt auch für die markante Geschlechterdifferenz in der Gewaltbereitschaft von Männern und Frauen.
 - 10 Diese Art Auftragsforschung wird zunehmend von Institutionen vergeben, die das Gender Mainstreaming implementieren und die Forschung als ein Mittel zur Berichtspflicht und Kontrolle einsetzen. Aber auch andere Institutionen, z. B. die Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages »Globalisierung der Weltwirtschaft« und die Enquete-Kommission »Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsversorgung in NRW – Identifizierung von Faktoren, die gegenwärtig eine frauengerechte Gesundheitsversorgung in NRW erschweren« vergeben solche Expertisen zu Frauen- und Geschlechterfragen, bei denen sie auf die Frauen- und Geschlechterforscherinnen/-forscher zugehen und Forschungsaufträge erteilen.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ):** Grundsatzpapier zum Gender Mainstreaming. Bonn 2000
- Burbach, Christiane / Schlottau, Heike (Hrsg.):** Abenteuer Fairness. Ein Arbeitsbuch zum Gendertraining. Göttingen 2001
- Cornelißen, Waltraud et al.:** Junge Frauen – junge Männer. Daten zu Lebensführung und Chancengleichheit. Eine sekundäranalytische Auswertung. Opladen 2002
- Derichs-Kunstmann, Karin:** Vom Geschlechterverhältnis in der Weiterbildung zum Gender-Training. Entwicklungen der Geschlechterthematik. In: Sotelo, Elisabeth de (Hrsg.): Frauenbildung. Innovative Bildungstheorien und kritische Anwendungen. Weinheim 2000
- Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages:** Globalisierung der Weltwirtschaft: Gender Mainstreaming für die Weltwirtschaft. In: zweiwochendienst (zwd), Berlin, Juli 2002, 185
- Europarat:** Gender Mainstreaming, Conceptual Framework, Methodology and Presentation of Good Practices. Final Report of Activities of the Group of Specialists on Mainstreaming. Straßburg 1998
- Linde, Katrin:** Gender Mainstreaming – Chancengleichheit für Frauen und Männer auf den Arbeitsmärkten Europas. In: Theorie und Praxis sozialer Arbeit, 2001, 7, S. 247–251

- Metz-Göckel, Sigrid / Kamphans, Marion:** Mit gebremstem Schwung und alter Skepsis. Gender Mainstreaming in Hochschulleitungen von NRW. Gespräche mit der Hochschulleitung. Forschungsbericht im Auftrag des Ministeriums für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW. Dortmund 2002
- Metz-Göckel, Sigrid:** Signifikante Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Internationale Schulleistungstudie PISA. In: zweiwochendienst – Bildung Wissenschaft Kulturpolitik, Berlin, Juli 2002
- Metz-Göckel, Sigrid et al.:** Zwischenbericht des Begleitprojektes »Gender Mainstreaming« im BMBF-Programm »Neue Medien in der Bildung – Förderbereich Hochschule«, Juli 2002
- Müller, Ursula:** Asymmetrische Geschlechterkonstruktionen in der Hochschule. In: Neusel, Aylâ / Wetterer, Angelika: Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt am Main 1999
- Oechsle, Mechthild / Geissler, Birgit (Hrsg.):** Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen 1998
- Roloff, Christine:** Hochschulstrukturreform und Frauenpolitik. Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 1997, 3, S. 5–22
- Rose, Lotte:** Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe. In: Diskurs 10, 2000, 2
- Schunter-Kleemann, Susanne:** »Mainstreaming« – die Geschlechterfrage und die Reform der europäischen Strukturpolitik. In: Zeitschrift für Frauenforschung 16, 1998, 3, S. 22–33
- Weinbach, Ute:** Über die Kunst, Begriffe zu fluten. Die Karriere des Konzepts »Gender Mainstreaming«. In: CEWS-Newsletter 5:15 (Center of Excellence – Women and Science), 2001